

Adam Smith – Moralphilosoph und Ökonom

Adam Smith (1723–1790) gilt aufgrund seiner erstmals im Jahr 1776 erschienenen „Untersuchung über die Natur und den Ursprung des Wohlstands der Nationen“ – kurz „Wohlstand der Nationen“ – als Begründer der modernen Wirtschaftswissenschaften. Bis heute beziehen sich Ökonomen auf dieses Werk. Nicht selten wird Smith dabei als „Protagonist des Eigeninteresses“ angesehen. Ihm zufolge dominiert im wirtschaftlichen Leben der Eigennutz alle anderen menschlichen Beweggründe, was den Wohlstand der Nationen mehre, ohne daß dies die einzelnen Akteure in ihren Handlungen eigentlich intendieren. Dazu wird in der Regel auf die wohl bekannteste Textstelle im zweiten Kapitel des I. Buchs verwiesen:

„Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, daß sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschen-, sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil.“¹

Nicht wenige Ökonomen und Vertreter ökonomischer Vertragstheorien ziehen daher eine direkte Verbindung von Smith zum Konzept des egoistischen Nutzenmaximierers, dem Homo Oeconomicus der neoklassischen Wirtschaftstheorie, sowie zu einem Wirtschaftsliberalismus, in dem der freie Markt von sich aus den allgemeinen Wohlstand mehre.

Die Deutung von Smith als geistigem Vorreiter eines einseitigen Wirtschaftsliberalismus, der den Eigennutz moralisch zur Tugend stilisiert, vernachlässigt jedoch, daß die ökonomischen Überlegungen von Smith vor dem Hintergrund seines Gesamtwerks zu sehen sind. Denn Smith war Moralphilosoph – und als solcher legte er in seinem ersten Hauptwerk, der 1759 erstmals erschienenen „Theorie der moralischen Gefühle“, ein umfassendes System der Moralphilosophie vor. Obwohl er seine Moralthorie selbst als sein Hauptwerk ansah und sie bis kurz vor seinem Tod in sechs Auflagen immer wieder ergänzte und überarbeitete², ist sie schon früh gegenüber dem Wohlstand der Nationen in den Hintergrund getreten.

Dies zeigt sich bis heute etwa auch in den gegenwärtigen Debatten über das Verhältnis von Markt, Staat und Moral, die im Zug der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise entbrannt sind. Dabei wird zwar auch auf Adam Smith als Ahnherr der Ökonomie verwiesen. Seine Moralphilosophie findet dabei jedoch kaum Beachtung, obwohl die Theorie der moralischen Gefühle vor exakt 250 Jahren erschienen ist. Angesichts dieses Jubiläums scheint es angebracht, die Bedeutung dieses Werks

gerade für die ökonomischen Überlegungen von Smith in Erinnerung zu rufen. Die Mehrzahl der Smith-Interpreten ist nämlich der Ansicht, daß zwischen seiner Moral-, Wirtschafts- und Staatstheorie ein enger Zusammenhang besteht und sich aus einer integrierten Betrachtung seines Gesamtwerks interessante Orientierungen auch für aktuelle wirtschaftsethische Fragen gewinnen lassen³.

Das mißverständene Adam-Smith-Problem

Es ist hilfreich, zunächst das sogenannte Adam-Smith-Problem⁴ in den Blick zu nehmen, das sich in der Auseinandersetzung um das angemessene methodische Vorgehen der Nationalökonomie, dem sogenannten Methodenstreit, im deutschsprachigen Raum im ausgehenden 19. Jahrhundert zwischen der historischen und der neoklassischen Schule der Ökonomie stellte. Im Kern ging es bei diesem Methodenstreit um die Frage, ob die Ökonomie als Wissenschaft den historischen Kontext einschließlich soziokultureller Prägungen der jeweiligen Gesellschaften berücksichtigen muß. Nach Ansicht der historischen Schule ist dies der Fall und verlangt ein empirisch-induktives Vorgehen, um angemessene Aussagen über ökonomische Handlungszusammenhänge machen zu können. In scharfer Abgrenzung dazu erhob die Neoklassik den Anspruch, die Ökonomie als rein positive Theorie zu konzipieren, mit der auf der Basis einer formal-deduktiven Methode zeit- und kontextunabhängige Erkenntnisse gewonnen werden sollen.

Im Rahmen dieses Streits stellte sich auch die Frage nach dem inneren Zusammenhang der beiden großen Werke von Smith, da sich in der Argumentation der Vertreter der historischen Schule ein Widerspruch auftat. Die historische Schule wendete sich einerseits dagegen, den menschlichen Eigennutz als das zentrale Gesetz der Ökonomie anzusehen und verwies dabei ausdrücklich auf den Moralphilosophen Smith, der gleich im ersten Satz seiner Theorie der moralischen Gefühle den Menschen als soziales und mitfühlendes Wesen einführe. Andererseits sah man im Autor des Wohlstands der Nationen den Begründer der klassischen und damit auch den Wegbereiter der scharf kritisierten neoklassischen Wirtschaftstheorie, da Smith die menschliche Natur dort auf eigennütziges Verhalten reduziere und darauf seine ökonomische Theorie aufbaue.

Im Lauf der Zeit gab es unterschiedlich akzentuierte Versuche, dieses Adam-Smith-Problem zu erklären und aufzulösen⁵. Ein erster Ansatz betonte einen angeblichen Gesinnungswandel im Denken von Smith, der während eines längeren Frankreich-Aufenthalts nach der Erstauflage der Theorie der moralischen Gefühle unter dem Einfluß der französischen Physiokraten seine zentralen anthropologischen und ethischen Positionen revidiert habe. Diese „Umschwung-Theorie“ war allerdings leicht zu entkräften, da von einem solchen Gesinnungswandel in den späteren Auflagen der Theorie der moralischen Gefühle, die weit nach Smiths Frank-

reich-Aufenthalt und der Veröffentlichung seines Buchs Wohlstand der Nationen erschienen sind, keine Rede sein kann.

Eine bis heute gängige Interpretation, die auf Henry Thomas Buckle in seinen Ausführungen über die Geschichte der Zivilisation in England von 1861 zurückgeht, verweist darauf, daß Smith in seinen beiden Hauptwerken menschliches Verhalten in unterschiedlichen sozialen Bezügen bzw. „Welten“ (Moral, Wirtschaft) untersuche und daher aus methodischen Gründen jeweils unterschiedliche, bewußt verkürzte anthropologische Annahmen verwende. Nach Buckle hat sich Smith einer abstrakten Fiktion, einer Theorie des Als-ob bedient, „indem er auf einem Gebiet, welche keine Experimente zuläßt, und das infolge seiner großen Kompliziertheit auch kein eigentliches induktives Verfahren gestattet, eine Form der Deduktion angewendet habe, welche von einer künstlichen Trennung an sich untrennbarer Tatsachen ausgeht“⁶.

Einschlägige Smith-Interpreten bezweifeln allerdings, daß diese Fiktions- oder Aspekttheorie, welche letztlich auch die neoklassische Wirtschaftstheorie für die Konstruktion ihrer Homo Oeconomicus-Annahme übernommen hat, dem Anliegen von Smith gerecht wird. Sie gehen vielmehr davon aus, daß die beiden Hauptwerke von Smith Teile eines schlüssigen Gesamtentwurfs darstellen, indem die Theorie der moralischen Gefühle dem Wohlstand der Nationen „nicht nur chronologisch, sondern auch systematisch vorausgeht“⁷, auch wenn es in ihrer Zuordnung einige unübersehbare Schwierigkeiten gibt. Wie Walter Eckstein in seiner Einleitung zur deutschen Übersetzung der Theorie der moralischen Gefühle hervorhebt, sind die beiden Hauptwerke von Smith „nach dem Bericht seiner Biographen doch Teile eines Kurses über Moralphilosophie gewesen“. Demzufolge wäre wohl für Smith „kaum einzusehen, wie sich die wirtschaftliche Welt von der Welt der Moral trennen ließe, da doch die letztere gar nicht anders gedacht werden kann, als das ganze Leben umfassend“⁸.

Die These eines inneren Zusammenhangs der moralphilosophischen und ökonomischen Überlegungen von Smith erscheint plausibel und wird im weiteren in drei Schritten eingehender entfaltet. Auf der Basis einiger Anmerkungen zum Theorieverständnis von Smith werden Grundzüge seiner Moralphilosophie skizziert, um dann auf dieser Basis das ethische Fundament seiner Politischen Ökonomie zu erläutern.

Das Verständnis von Wissenschaft, ihrer Aufgabe und Methode

Den Hintergrund für das Werk von Smith bilden sein teleologisches Naturverständnis und der Deismus – eine Gottesvorstellung der schottischen Aufklärung. Smith war der festen Überzeugung, daß Welt und Kosmos ein zweckmäßig organisiertes Ganzes sind, das Ausdruck einer ordnenden Intelligenz eines guten Gottes ist. Die gesamte Natur und damit auch der Kosmos menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns sind auf ein Ziel hingerichtet: Sie sollen nämlich dazu bei-

tragen, die Pläne, die „der Schöpfer der Natur zur Herbeiführung der Glückseligkeit und Vollkommenheit der Welt entworfen hat“ zu verwirklichen⁹. Dies steht jedoch für Smith keineswegs im Widerspruch zur „natürlichen Freiheit des Menschen“, weil dieser gute Schöpfergott nicht in seine Schöpfung eingreift, sondern es dem Menschen selbst überlassen bleibt, die geordnete Struktur der Welt durch die Vernunft zu erkennen.

Wenn man auf diesem Hintergrund nach Wegweisern für ein angemessenes Verständnis der beiden Smithschen Hauptwerke und ihrer Verbindung sucht, so lohnt ein Blick auf seine „*Essays on Philosophical Subjects*“, in denen Smith sein Verständnis von Wissenschaft umreißt¹⁰. Aus ihnen geht ohne Zweifel hervor, daß Smith ein großer Bewunderer Isaac Newtons (1643–1727) war und er sich dessen wissenschaftliche Methode zum Vorbild genommen hat. Im ersten und wohl bedeutendsten der insgesamt sechs *Essays on Philosophical Subjects*, dem „*Essay über die Geschichte der Astronomie*“, beschreibt er nun sein Verständnis von Wissenschaft, ihrer Aufgabe und ihrer Methode. Smith selbst verwendet dabei – wie zu dieser Zeit durchaus üblich – die Begriffe Wissenschaft und Philosophie weitgehend synonym. Für ihn sind die Philosophie und alle anderen Wissenschaften in einem gewissen Sinn gleichartige Unternehmungen, die alle das Ziel verfolgen, verschiedene Phänomene zu beobachten und dann kausale Zusammenhänge zwischen ihnen herzustellen. Dazu stellt er Prinzipien vor, die jede philosophische Untersuchung „führen und leiten“. Jede Philosophie beginnt damit nach klassischer Vorstellung mit dem Staunen und der Verwunderung, wozu auch das Unbehagen und die Verunsicherung gehören, wenn Menschen mit unbekannten Sachverhalten konfrontiert werden. Daraus entsteht ein Bedürfnis nach Erklärung, d.h. das Unbekannte mit etwas zu verknüpfen, was uns vertraut ist.

Diesen Antrieb, inneres Unbehagen angesichts eines unbekannten Sachverhalts durch Klärung zu beseitigen, hat grundsätzlich jeder Mensch. Das methodische Bemühen des Wissenschaftlers zeichnet sich nun aber gerade dadurch aus, nicht nur einzelne Phänomene isoliert zu erklären, sondern nach allgemeinen Prinzipien zu suchen, die eine kausale Erklärung für die Verbindung eines weiten Spektrums von beobachteten Phänomenen liefern. Dementsprechend ist Philosophie für Smith „die Wissenschaft von den verbindenden Prinzipien der Natur“, deren Ziel es ist, „den Tumult der Phantasie zu besänftigen“ (*Essays on Philosophical Subjects*, *Astronomy* II.12). Dies wird jedoch nur dann erreicht, wenn die Prinzipien, die eine Theorie zur Erklärung heranzieht, möglichst plausibel, vertraut und in ihrer Zahl gering sind und diese Theorie einen möglichst großen Bereich beobachtbarer Erscheinungen erklären kann. Sobald die Theorie zu komplex ist, um sie zu verstehen, oder nicht umfassend genug, um auch weitere (neue) Phänomene zu verstehen, sind wir abermals beunruhigt und unzufrieden und suchen nach einer einfacheren und besseren Erklärung.

Die empirische Beobachtung wie die menschliche Vorstellungskraft (bzw. Abstraktion) besitzt damit für den Erkenntnisfortschritt eine gleichermaßen zentrale Bedeutung. Aufbauend auf den durch Beobachtung gewonnenen Daten kommt der Wissenschaftler gemäß Smith durch sein Vorstellungsvermögen zu einer Theorie, in der er diese Daten in einen konsistenten Erklärungszusammenhang bringen kann. Für Smith sind wissenschaftliche Theorien also vorgestellte Strukturen, die beobachtbare Phänomene und Ereignisse konsistent miteinander verknüpfen. Wie Newton physikalische Phänomene mit möglichst wenig plausiblen Prinzipien konsistent erklärt, sucht Smith in ähnlicher Weise nach angemessenen Prinzipien für die verschiedenen Sphären menschlichen Handelns.

Ein Blick auf das methodische Vorgehen von Smith wäre unvollständig, ohne auf seine enge Verknüpfung von Theoriebildung und historischer Analyse hinzuweisen. Letztere sieht er als wichtige empirische Basis für verallgemeinernde Aussagen. Wenn man die Strukturen zurückliegender Gedankensysteme reflektiert, gelangt man nach seiner Auffassung zu einem vertieften Verständnis gegenwärtiger Theorie. Damit unterscheidet sich Smith in seinem methodischen Vorgehen sowohl von der historischen Schule als auch von der neoklassischen Wirtschaftstheorie, da er historisch-empirisches Vorgehen nicht gegen Theoriebildung ausspielt, sondern eine Vermittlung zwischen Erfahrung, Kontext und Abstraktion anstrebt. Sein Vorgehen ist daher kontextsensibel, was für seine ethische wie ökonomische Theorie bedeutsam ist.

Grundzüge der Moralphilosophie von Smith

Das allgemeine Prinzip der Moraltheorie von Smith ist die *Sympathie*, die er zunächst zur Beschreibung von Moralpraktiken verwendet, d. h. er erklärt auf der Basis der Sympathie, wie Menschen das Verhalten und den Charakter anderer und ihrer selbst beurteilen. Die Sympathie ist kein altruistisches Handlungsmotiv. Smith meint damit eine elementare menschliche Reaktion, nämlich die Fähigkeit, an jeder Art von Affekten teilhaben zu können. Dieses Vermögen wird also formal und nicht inhaltlich bestimmt. Die Motivation dafür ergibt sich für Smith aus der Sozialnatur des Menschen und dem Bedürfnis zu interagieren – und zwar nicht nur intellektuell, sondern auch affektiv.

Da wir freilich die Affekte anderer nicht unmittelbar erfahren können, müssen wir uns dazu von unserer eigenen Position entfernen und mittels unserer Einbildungskraft in die Lage des Gegenübers versetzen. Auf diese Weise können wir uns vorstellen, was wir in der gegebenen Situation empfinden würden. Es reicht also nicht aus, bloß das Gefühl der anderen Person zu betrachten, sondern es sind auch die Umstände und Ursachen zu erfassen, die diesen Gefühlsausdruck auslösen. Deshalb können wir sympathetische Gefühle haben, ohne daß der Betroffene Emp-

findungen zeigt, wenn zum Beispiel jemand heftig den Kopf anstößt, was offensichtlich sehr schmerzhaft ist, der Betroffene dabei aber keinen Schmerz zeigt. Da Sympathie wesentlich auf der menschlichen Vorstellungskraft beruht und ein reflexives Moment erfordert, ist eine sympathetische Anteilnahme selbst am Schicksal räumlich weit entfernter Menschen möglich; es handelt sich also um eine Disposition mit prinzipiell universaler Reichweite. Dasselbe gilt prinzipiell für Menschen, die zeitlich vor uns gelebt haben (historische Personen, denen Unrecht widerfahren ist) wie auch für Angehörige zukünftiger Generationen.

Die Sympathie dient jedoch nicht nur dazu, die gefühlsmäßige Interaktion zu beschreiben, sondern Smith will daraus auch ein Kriterium zur Beurteilung von Gefühlen und letztlich auch von Verhalten oder Haltungen gewinnen. Wenn der Zuschauer mit dem Gefühlsausdruck des Betroffenen sympathisiert, d. h. Mitgefühl des Zuschauers und affektive Reaktion des Betroffenen übereinstimmen, dann ist in der Übereinstimmung auch ein Urteil darüber enthalten, daß der Zuschauer die gefühlsmäßige Reaktion des Betroffenen für angemessen hält und damit auch sein Verhalten billigt. Weicht das Mitgefühl des Zuschauers dagegen vom Affekt des Betroffenen ab, so kommt es zur Mißbilligung, weil er seine gefühlsmäßige Reaktion für über- oder untertrieben hält. Dabei lassen sich unterschiedliche Dimensionen moralischen Urteilens unterscheiden¹¹.

Die erste Dimension – Smith selbst spricht auch von „erster Instanz“ – geht auf das Bedürfnis nach wechselseitiger Sympathie und Billigung zurück. Smith zufolge haben die Menschen ein ursprüngliches Verlangen danach, daß ihre Gefühle von anderen geteilt werden, da dies zum Beispiel den Kummer erleichtert und die Freude verstärkt. Voraussetzung für die wechselseitige Sympathie ist, daß beide Seiten ihre Gefühle so anpassen, daß eine Übereinstimmung überhaupt möglich wird. Der Zuschauer muß eine Sensibilität für die Gefühle anderer entwickeln, umgekehrt kann der Betroffene vom Zuschauer nicht erwarten, daß dieser seine eigenen Gefühle in der gleichen Intensität mitfühlt. Deshalb muß der oder die Betroffene das eigene Gefühl so mäßigen, daß der Zuschauer überhaupt in der Lage ist, sein Gefühl nachzuempfinden. Dafür ist es notwendig, daß sich auch der Betroffene von seinem Standpunkt entfernt und einen überpersönlichen Standpunkt einnimmt. Nur durch diesen *reziproken Rollentausch* ist es also möglich, daß der Zuschauer mit dem Betroffenen sympathisiert und umgekehrt. Grundlage für eine solche „affektive Offenheit für andere“ sind für Smith die grundlegenden Tugenden der Selbstbeherrschung – zur Mäßigung der eigenen Gefühle – und der Sensibilität für andere, um an Gefühlen anderer Anteil haben zu können.

Der überpersönliche Standpunkt auf dieser „ersten Instanz“ wird für Smith durch *reale Zuschauer* repräsentiert. Auf dieser Ebene gleichen Menschen ihre moralischen Gefühle kontinuierlich miteinander ab und bewerten je nach Übereinstimmung ihr Verhalten wechselseitig. Dabei reflektieren die entsprechenden Urteile vor allem den Kontext der in einer bestimmten Moralgemeinschaft

vorherrschenden Überzeugungen. Um den Anspruch auf Unparteilichkeit einlösen zu können, braucht es zusätzlich eine „zweite Instanz“, die sich nicht an der „moralischen Bestätigung der Gesellschaft“ bemißt und auf das Bedürfnis nach Billigung, sondern auf das intrinsische Bedürfnis nach Billigungswürdigkeit zurückgeht. Smith erläutert diesen Unterschied im dritten Teil der Theorie der moralischen Gefühle in einem langen Diskurs über den Unterschied zwischen dem „Verlangen nach Lob und nach Lobenswürdigkeit“. Für ein wirklich unparteiisches Urteil sind die im Kontext der bestehenden Moralgemeinschaft begründeten Urteile der „ersten Instanz“ kritisch zu prüfen und zu hinterfragen. Dafür können jedoch nicht mehr die Meinungen von realen Zuschauern („äußeren Menschen“) der Maßstab sein, sondern dazu bedarf es einer weiteren Veränderung des Standorts, um wirklich unabhängig von der „Gefahr der Parteilichkeit“ der sozialen Umwelt zu werden. Dazu braucht es den „vorgestellten unparteiischen Zuschauer“, der wohl informiert unter Erfassung aller Interessen der von einer Handlung Betroffenen ein objektives Urteil trifft.

Mit dieser Figur des vorgestellten unparteiischen Zuschauers legt Smith die Grundlagen für einen Universalisierungsgrundsatz, der auch dem kategorischen Imperativ Kants und der daran anknüpfenden Tradition der Vernunftethik zugrundeliegt, auch wenn hier sehr stark von Kontexten abstrahiert wird. Smith selbst liefert keine eigene normative Begründung dafür, warum der Mensch einen solchen Standpunkt der Unparteilichkeit einnehmen soll. Aufgrund seines deistischen Gottesbildes hält er dies vermutlich auch nicht für notwendig. Wenn die Natur „von der Weisheit Gottes“ nach vernünftigen Prinzipien geordnet und damit in guten Händen ist, ist es für Smith sinnvoll, ja sogar Pflicht, ihre Gesetze zu erkennen und zu befolgen.

Auch wenn damit aus der Perspektive moderner Ethik die Notwendigkeit deutlich wird, die Moraltheorie von Smith durch eine Begründung der Universalisierungsregel zu ergänzen, so finden sich im moralischen Kontextualismus von Smith doch wichtige Grundgedanken, die dieses Konzept auch für aktuelle ethische Fragestellungen, gerade im Kontext der Globalisierung sehr interessant machen. Die Smithsche Konzeption eines Moralprinzips, das sich am Anspruch einer universalen Unparteilichkeit orientiert, gleichzeitig aber rückgebunden ist an die moralischen Gefühle und den sozialen Kontext der betreffenden Akteure, ist genau darum interkulturell gut vermittelbar und hat eine hohe Motivationskraft.

Besonders Ernst Tugendhat hat zu einer Renaissance der Moraltheorie von Smith beigetragen: In seinen Vorlesungen über Ethik legt er ausführlich dar, welche Bedeutung dessen Verbindung von Universalisierungsregel mit der „Fähigkeit des affektiven Einschwingens“ für eine kontextsensible Ethik in Ergänzung der Kantischen Theorie besitzt¹². Tugendhat läßt dies Smith selbst in einem fiktiven Dialog mit Kantianern und Utilitaristen an folgendem anschaulichen Bild erläutern:

„Ihr“, so könnte er (Smith) den Kantianern und Utilitaristen entgegenhalten, „seht die Menschen in ihrem Verhältnis zueinander wie in ihren Rüstungen eingeschlossene Ritter; die Moral besteht dann nur darin, daß kein Ritter den anderen schädigen soll (negative Pflichten) und daß er sich auch um die Interessen der anderen kümmern soll (positive Pflichten), aber das heißt doch nur, daß jeder nach Bedarf durch die Schlitze in seiner Richtung den anderen seine guten Dienste zuschieben soll. Ist es denn nicht aber so, daß wir in unserem faktischen alltäglichen moralischen Bewußtsein mehr voneinander erwarten? Erwarten wir nicht, daß wir unser Visier öffnen und, statt uns nur Güter zuzuschieben und vor Schaden zu schützen, aufeinander *eingehen* sollen? Was aber heißt aufeinander eingehen anderes als affektives Teilnehmen?“¹³

Der ethische Gehalt der politischen Ökonomie von Smith

1. *Arbeitsteilung als Grundprinzip der Ökonomie.* Das allgemeine Prinzip der ökonomischen Theorie von Smith ist das der Arbeitsteilung. Dementsprechend beginnt Smith den Wohlstand der Nationen damit, die Arbeitsteilung, ihre Bedeutung und ihren Ursprung zu erläutern. Die Trennung der Produktion in getrennte Arbeitsgänge ist, wie Smith am Beispiel der Herstellung von Stecknadeln zeigt, die Grundlage für die Spezialisierung und damit die Steigerung der Produktivität menschlicher Arbeit, was für Smith die Quelle des Wohlstands der Nationen ist. Die Arbeitsteilung ist auch die Voraussetzung für technologischen Fortschritt, da erst die Beschränkung auf wenige Arbeitstätigkeiten den Einsatz geeigneter Maschinen ermöglicht und entsprechende Anreize zur Erfindung solcher Maschinen gibt.

Smith betont sodann, daß der Umfang der Arbeitsteilung von der Marktgröße abhängig ist. Nur eine ausreichende Marktgröße ermöglicht entsprechende Skalenerträge und gibt Anreize für die Spezialisierung, so daß es darauf ankommt, die Marktgröße zu erweitern, zum Beispiel durch den Ausbau der Verkehrsinfrastruktur (Straßen, Wasserwege). Mit dem gleichen Argument begründet Smith im IV. Buch des Wohlstands der Nationen auch seine klassische Welthandelstheorie, die auf dem Theorem der absoluten Kostenvorteile und damit auf den Produktivitätsunterschieden zwischen Ländern basiert. Danach bringt es allen Ländern erhebliche, wenn auch nicht gleiche Vorteile, wenn sie im Rahmen einer internationalen Arbeitsteilung ihre spezifischen Standort- und Produktivitätsvorteile ausnützen, Zollschränken abbauen und sich am freien Güteraustausch beteiligen.

Damit wird deutlich, daß sich das Verständnis von Gesellschaft und Wirtschaft fundamental von früheren Konzeptionen wie etwa der Antike unterscheidet. Während beispielsweise Aristoteles explizit vom Ideal der Autarkie ausgeht, sieht Smith die Arbeitsteilung als Grundlage für die Produktivität und damit auch den Wohlstand der Nationen an. Die Menschen werden ungleich stärker voneinander abhängig, so daß arbeitsteilige Gesellschaften auch entsprechende Formen der Interaktion brauchen.

2. *Smith als Vorreiter des Homo Oeconomicus?* Vor diesem Hintergrund untersucht Smith, was der Arbeitsteilung zugrundeliegt. Die Arbeitsteilung ist „in ihrem Ursprung nicht etwa das Ergebnis menschlicher Erkenntnis, welche den allgemeinen Wohlstand ... voraussieht und anstrebt. Sie entsteht vielmehr zwangsläufig ... aus einer natürlichen Neigung des Menschen, zu handeln und Dinge gegeneinander auszutauschen.“¹⁴ Die „Neigung zum Tausch“ ist für Smith eine ebenso elementare menschliche Disposition wie das Sympathievermögen.

Damit stellt sich die Frage nach der Verbindung zwischen Arbeitsteilung und Sympathie, den beiden zentralen Prinzipien der ökonomischen und ethischen Theorie von Smith. Er selbst verwendet den Begriff der Sympathie im Wohlstand der Nationen kein einziges Mal, was wesentlich dazu beigetragen hat, eine Kluft zwischen beiden Werken anzunehmen. Bei näherer Betrachtung gibt es jedoch einige implizite Verbindungen. Für Smith selbst ist die Neigung des Menschen zum Tausch eine „notwendige Folge der menschlichen Fähigkeit, denken und sprechen zu können“¹⁵. Diesen Grundgedanken führt er an dieser Stelle nicht weiter aus. Karl Graf Ballestrem verweist diesbezüglich jedoch auf die Vorlesungen Smiths über Rechtsphilosophie, die er in Glasgow gehalten hat und die als Fragmente seiner geplanten Rechtsphilosophie postum als „*Lectures on Jurisprudence*“ veröffentlicht wurden. Daraus wird deutlich, daß Tauschen für Smith untrennbar mit Überzeugen verbunden ist. Wenn jemand einen Schilling bietet, so heißt es dort, „bietet er in Wirklichkeit ein Argument an, um einen anderen davon zu überzeugen, daß es in dessen Interesse sei, dem eigenen Vorschlag zu folgen“¹⁶. Dies setzt freilich die Fähigkeit voraus, sich in die Situation anderer zu versetzen und ihre Interessen mit den eigenen abzustimmen – ein klarer Bezug zum reziproken Rollentausch und zur Sympathie.

Smith zufolge sind zwei unterschiedliche Formen der Interaktion als Antwort auf die wechselseitigen Abhängigkeiten möglich, die sich aus der Arbeitsteilung ergeben. Dies ist zum einen die ständige Abhängigkeit vom Wohlwollen der Mitmenschen, was für Smith weder mit der Würde des Menschen vereinbar noch für eine arbeitsteilige Gesellschaft effizient ist. Smith bevorzugt demgegenüber den Tausch als Form gegenseitigen Übereinkommens, was untrennbar mit dem Sympathievermögen verknüpft ist. Dies zeigt auch die Passage, die unmittelbar vor dem eingangs erwähnten und meistzitierten Satz von Smith steht und diesen in ein ganz anderes Licht rückt:

„Jeder, der einem anderen irgendeinen Tausch anbietet, schlägt vor: Gib mir, was ich wünsche, und Du bekommst, was Du benötigst. Das ist stets der Sinn eines solchen Angebotes, und auf diese Weise erhalten wir nahezu alle guten Dienste, auf die wir angewiesen sind.“¹⁷

Smith versteht Tauschbeziehungen demnach ganz wesentlich als *Systeme der Kommunikation*, in denen jeder von seinem Recht Gebrauch machen kann, den anderen vom Wert seines Angebots (von Waren, Arbeit oder Kapital) zu überzeugen. Die marktmäßige Koordination über Angebot und Nachfrage, vermittelt über Konkurrenz und Wettbewerb, kann dann als Abstraktion und (partiell) Substitut

einer Verständigung mit dem Tauschpartner interpretiert werden. Ballestrem¹⁸ folgert daraus, daß für Smith Kommunikation und Konkurrenz und nicht, wie häufig unterstellt, Eigennutz und Konkurrenz die konstitutiven Merkmale arbeitsteiliger Marktwirtschaften sind. Das bedeutet nicht, daß Smith das Eigeninteresse im wirtschaftlichen Handeln nicht für ein wichtiges Handlungsmotiv hält, das positive Wirkungen auf den allgemeinen Wohlstand haben kann. Allerdings geht aus der Theorie der moralischen Gefühle unzweifelhaft hervor¹⁹, daß er dieses Eigennutzstreben nur dann für moralisch gerechtfertigt hält, insofern dadurch die legitimen Interessen der Anderen nicht beeinträchtigt werden.

Wenn man die beiden Werke von Smith unter dieser Rücksicht betrachtet, wird deutlich, daß er ein sehr differenziertes System mit verschiedenen, wechselseitig aufeinander bezogenen Mechanismen vorsieht, die dazu dienen, den Eigennutz in angemessener Weise einzugrenzen bzw. in eine gemeinwohlverträgliche Richtung zu lenken²⁰. Im Wohlstand der Nationen betont Smith in der Auseinandersetzung mit den Merkantilisten und den Monopolisten besonders den Wettbewerb zur Kontrolle von ungezügelterm Eigeninteresse und wirtschaftlicher Macht. Alle Marktteilnehmer müssen nämlich im wirtschaftlichen Wettstreit immer mit anderen um bestmögliche Lösungen konkurrieren und sich daher ihre Position immer wieder durch Leistung und Innovationen verdienen. Daraus darf allerdings nicht der voreilige Schluß gezogen werden, daß Smith allein auf die „unsichtbare Hand“ des Wettbewerbs vertraut.

Er sieht vielmehr weitere Kontrollinstanzen für den Eigennutz vor, die sich vor allem aus der Theorie der moralischen Gefühle erschließen. Grundlage dafür ist das ethische Urteilsvermögen jeder einzelnen Person, das auf der Sympathie und dem Moralprinzip des überpersönlichen und unparteiischen Zuschauers aufbaut. Smith selbst räumt freilich ein, daß das individuelle Urteilsvermögen allein zu schwach ist, um den Eigennutz im Wettbewerb eingrenzen zu können, so daß es unterstützend dazu allgemeine Regeln der Sittlichkeit braucht, nach denen die einzelnen Akteure ihre Handlungen ausrichten. Dabei handelt es sich um moralische Konventionen, die sich im Lauf der Zeit ändern können und für die es nur informelle Sanktionsmechanismen wie öffentliche Mißbilligung gibt. Smith ist sich im klaren darüber, daß zusätzlich dazu auch ein System positiver und durchsetzbarer Gesetze notwendig ist, um das Streben nach Eigennutz, Prestige und Macht wirksam zu kontrollieren. Gleichzeitig betont er jedoch, daß die Gesamtheit dieser Gesetze, die man heute als Ordnungsrahmen bezeichnet, ganz wesentlich von den allgemeinen Regeln der Sittlichkeit und diese wiederum von der individuellen Moral geprägt und jeweils umgekehrt durch diese zu ergänzen sind:

So sind Regeln seiner Ansicht nach „in vielen Beziehungen unbestimmt und ungenau, sie lassen viele Ausnahmen zu und erfordern so viele Modifikationen, daß es uns kaum möglich ist, unser Verhalten ganz und gar durch die Rücksicht auf sie zu bestimmen und einzurichten“²¹.

Prüfinstanz für die individuelle Moral wie für die verschiedenen Formen von Regeln bleibt immer der vorgestellte unparteiische Beobachter.

Smith bietet damit, was die Zuordnung und wechselseitige Verknüpfung von Individual- und Institutionenethik angeht, einen Rahmen, der weit differenzierter ist als die gängige Unterscheidung zwischen individueller Verantwortung und ordnungspolitischen Strukturen. Dies zeigt sich beispielsweise an der Analyse der gegenwärtigen Finanzkrise, die für die einen primär auf individuelles Fehlverhalten („Gier“) von Finanzmarktakteuren, für die anderen auf strukturelle Defizite der Finanzordnung zurückzuführen ist. Dabei wird freilich oft vernachlässigt, daß beide Aspekte kaum unabhängig voneinander zu betrachten sind, zumal sie jeweils von bestimmten gesellschaftlichen Leitbildern (wie z. B. dem Grundsatz des „shareholder-value“) mitbestimmt werden.

3. *Smith als Vorreiter des Wirtschaftsliberalismus?* Die Bedeutung, die Smith den mit staatlicher Zwangsgewalt durchsetzbaren Gesetzen zur Kontrolle des Eigeninteresses beimißt, verweist bereits darauf, daß man ihn wohl auch kaum als Vorreiter eines „Laissez-faire“-Kapitalismus ansehen kann. Dies wird noch deutlicher, wenn man das V. Buch des Wohlstands der Nationen genauer betrachtet, wo er seine Auffassung von Politischer Ökonomie einschließlich der Aufgaben des Staates wie der entsprechenden Finanzierung beschreibt. Der Staat hat für Smith weitreichende Verantwortung für die Bereitstellung und den Schutz öffentlicher Güter. Dazu gehören für ihn nicht nur die Sicherung nach außen (Landesverteidigung) und nach innen (Justizwesen zur Sicherung von Eigentumsrechten), die beiden klassischen Aufgaben wirtschaftsliberaler Staatskonzepte, sondern auch die staatliche Verantwortung für öffentliche Einrichtungen und Infrastruktur (Verkehrswege, Post), allen voran ein flächendeckendes System von Bildung in einem umfassenden Sinn für die breite Bevölkerung, vor allem für die Jugend.

Auch in diesem Zusammenhang zeigt sich ein unverkennbarer Bezug zu seiner ethischen Theorie. Das Gemeinwesen sollte sich nämlich Smith zufolge deshalb um eine umfassende Bildung der Bürger kümmern, weil die fortschreitende Arbeitsteilung zwar die Grundlage für den allgemeinen Wohlstand schafft, umgekehrt aber auch unübersehbare negative Rückwirkungen auf die Gesellschaft hat. Die zunehmende Spezialisierung im Zug der Arbeitsteilung geht Smith zufolge nämlich zu Lasten der geistigen und sozialen Fähigkeiten der Arbeiter und Arbeiterinnen. Smith sorgt sich besonders darum, daß die Menschen dadurch in ihren „differenzierten Empfindungen abstumpfen“ und ihre „gesunde Urteilskraft verlieren“²² – eine ganz klare Anspielung auf das Sympathievermögen. Um dem entgegenzuwirken sieht Smith den Staat in der Pflicht, ein flächendeckendes System der Grundbildung für alle Jugendlichen der einfachen Bevölkerung und die Möglichkeit zu Studien der Naturwissenschaften und Philosophie für Angehörige mittlerer und oberer Schichten zu schaffen. Im Wohlstand der Nationen weist er auch explizit darauf hin, daß möglichst viele Bürger und nicht nur die Politiker „civil virtues“ brauchen, damit in einer Gesellschaft nicht nur der „commercial spirit“ dominiere.

Daraus läßt sich schlußfolgern, daß das Adam-Smith-Problem für Smith selbst wohl kein wirkliches Problem dargestellt hat. Auch wenn es verfehlt wäre, Moraltheorie und Politische Ökonomie von Smith als vollständig konsistent aufeinander abgestimmte Theorien zu deuten, so gibt es doch unverkennbare Bezüge und wechselseitige Ergänzungen, die es rechtfertigen, einen inneren Zusammenhang im Werk von Smith zu sehen. Er geht jeweils von einem realistischen Bild des Menschen aus, das ein weites Spektrum menschlicher Dispositionen einbezieht (altruistisch-eigeninteressiert, affektiv-reflektiv); die Sozialität des Menschen und sein Bedürfnis nach Kommunikation spielen in der moralischen wie wirtschaftlichen Verständigung jeweils eine zentrale Rolle. Auf dieser Basis versucht er eine Antwort auf eine Grundfrage zu geben, die sein Gesamtwerk verbindet: wie nämlich eine gesellschaftliche Interaktion freier Individuen in arbeitsteiligen Gesellschaften möglich ist, in der das private Interesse der einzelnen Bürger untrennbar mit dem Gemeinwohl verbunden und von diesem abhängig ist. Dies ist nach wie vor eine höchst aktuelle Fragestellung und dazu kann das Werk von Adam Smith auch heute wichtige Impulse liefern.

ANMERKUNGEN

¹ A. Smith, *Der Wohlstand der Nationen* (München 1978) 17.

² Vgl. dazu die Einleitung von W. Eckstein, in seiner deutschen Übersetzung von „*The Theory of Moral Sentiments*“, auf die im weiteren Bezug genommen wird: A. Smith, *Theorie der ethischen Gefühle* (Hamburg 1977) XI-LXXI, XXIII.

³ Vgl. dazu z. B. R. Manstetten, *Das Menschenbild der Ökonomie. Der homo oeconomicus u. die Anthropologie von Adam Smith* (Freiburg 2000); A. Sen, *Ökonomie für den Menschen* (München 2000).

⁴ Z. B. M. Patzen, *Zur Diskussion des Adam-Smith-Problems – ein Überblick*, in: *Der andere Adam Smith*, hg. v. A. Meyer-Faye u. P. Ulrich (Bern 1991) 21–54.

⁵ Vgl. Eckstein (A. 2) LIII-LXVI sowie Patzen (A. 4) 25–27.

⁶ Eckstein (A. 2) LV, im Anschluß an H. T. Buckle, *Geschichte der Zivilisation in England*, Bd. 2 (deutsche Übersetzung von 1865).

⁷ Patzen (A. 4) 28. ⁸ Eckstein (A. 2) LVI. ⁹ Smith (A. 2) 251.

¹⁰ Vgl. A. S. Skinner, *Adam Smith: Philosophy and Science*, in: *Scottish Journal of Political Economy* 19 (1972) 307–319; dt. Übersetzung in: *Ethik, Wirtschaft u. Staat*, hg. v. H. C. Recktenwald (Darmstadt 1985) 289–314.

¹¹ Vgl. C. v. Villiez, *Sympathetische Unparteilichkeit: Adam Smiths moralischer Kontextualismus*, in: *Adam Smith als Moralphilosoph*, hg. v. C. Fricke u. H.-P. Schütt (Berlin 2005) 64–87, bes. 68–74.

¹² Vgl. E. Tugendhat, *Vorlesungen über Ethik* (Frankfurt 1993) 282–309 (Vorlesung 15).

¹³ Ebd. 295 (Hervorhebung im Original).

¹⁴ Vgl. Smith (A. 1) 16. ¹⁵ Ebd.

¹⁶ Vgl. K. Graf Ballestrem, *Adam Smith* (München 2001) 145 f.

¹⁷ Vgl. Smith (A. 1) 17. ¹⁸ Ballestrem (A. 16) 146. ¹⁹ Vgl. bes. Smith (A. 2) 199 f.

²⁰ Vgl. dazu z. B. H. C. Recktenwald, *Adam Smith*, in: J. Starbatty, *Klassiker des ökonomischen Denkens*, Bd. 1 (München 1989) 134–155, bes. 139–143, oder Patzen (A. 4) 44–47.

²¹ Smith (A. 2) 265. ²² Smith (A. 1) 662.